

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 2. August 1832.

92

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl., und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1103; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Sir William Herschel.

(Zur näheren Würdigung des im nächsten Blatte folgenden schönen Gedichtes, lassen wir hier, nach dem Wunsche des Verfassers desselben, einige Nachrichten über das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Mannes vorausgehen.)

William Herschel wurde am 15. November 1738 in der Stadt Hannover geboren. Sein Vater, Musiker in der hannöverschen Garde, unterrichtete alle seine fünf Söhne in der Tonkunst und sein zweytgeborener, unser William, trat in seinem siebengehnten Jahre in dieselbe Garde als Hautboist. Der Graf Durham nahm ihn im Jahre 1757 mit sich nach England, wo er als Lehrer eines militärischen Musikkorps und in einigen Jahren als Organist in der sogenannten Chapel octogon in Bath angestellt wurde. Durch diese Stelle und durch seine Direction der öffentlichen Concerte, erwarb er sich einiges Vermögen, das er zu einer Reise nach Italien verwandte, welches Land er von Jugend auf mit einer besondern Vorliebe betrachtete. Auf seiner Rückreise kam er in Genua, wo seine kleine Cassé erschöpft war, in Verlegenheit, und sah sich gezwungen, ganz allein ein öffentliches Concert zu geben, wo er sich auf der Violine, auf der Harfe und auf zwey Waldhörnern zugleich hören ließ, welche letzte er an seinen beyden Schultern befestigte. Die Einnahme dieses Concerts setzte ihn in den Stand, seine Reise nach England fortzusetzen. Die Muße, welche ihm hier sein Amt und seine übrige musikalische Beschäftigung ließ, verwandte er zu seiner wissenschaftlichen Bildung, in welcher er bisher sehr zurückgeblieben war. Anfangs beschäftigte er sich vorzüglich mit den alten Sprachen, dem Latein und dem Griechischen. Aber bald zog ihn die Mathematik mehr an, die er ohne eigentlichen Lehrer, bloß durch Bücherhülfe kennen lernte. Aber auch diese Wissenschaft verfolgte er nicht weiter, als er durch einen Zufall mit Ferguson's Werke the wonders of the heaven (die Wunder des Himmels) bekannt wurde, ein Gegenstand, der ihn fortan und bis an das Ende seines thatenreichen Lebens fesselte. Nicht zufrieden, diese Wunder des Himmels nur aus Büchern kennen zu lernen, kaufte er ein zweyfüßiges, Gregorianisches Teleskop

und wandte sich zu den Beobachtungen der Gestirne. Allein das schwache Fernrohr genügte ihm nicht; er wollte sich ein größeres kaufen; der hohe Preis schreckte ihn ab, aber die unbeflegbare Lust konnte nicht weiter unterdrückt werden. Er beschloß selbst ein Fernrohr zu verfertigen, studierte Smith's Dyle und wandte sich dann mit allem Eifer und mit der ihm eigenen Beharrlichkeit an die Ausführung. Nach fünf mühevollen Jahren hatte er i. J. 1774 das erste fünffüßige Newton'sche Teleskop verfertiget. Es übertraf alle andern Instrumente dieser Art, aber ihm genügte es nicht. Bald folgten ihm andere von 7, 10 und 20 Fuß Brennweite, die allgemeine Bewunderung erregten und sich, ihres hohen Preises ungeachtet, schnell über ganz Europa verbreiteten, wo jeder Monarch stolz war, ein solches Teleskop von Herschel zu besitzen. Nicht zufrieden, den Astronomen die mächtigsten Mittel zu ihren Beobachtungen in die Hände geliefert zu haben, wollte er selbst, als Beobachter und Entdecker, in die Reihe derselben treten. Seine Untersuchungen, seine Sweeps (Rehren, Fegen) des Himmels, wie er sie nannte, begannen mit dem Jahre 1776 und waren von dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Sein Ruhm stieg dadurch auf eine Höhe, die ein von allen äußeren Verhältnissen so wenig begünstigter und nur von seiner eigenen, innern Kraft abhängender Privatmann wohl nur selten erreicht. Ganz England, ja die ganze gebildete Welt sprach von den unübertrefflichen Fernröhren und von den glänzenden Entdeckungen des Capellmeisters in Bath. Die Akademien der Wissenschaften in England, Frankreich, Preußen und Rußland wetteiferten um die Ehre, ihn zu ihrem Mitgliede zu besitzen; die Universität in Orford, die mit ihren Gunstbezeugungen, besonders gegen Fremde, so larg ist, ernannte ihn zu ihrem Doctor und der König Georg III. vermehrte seine Befoldung, schenkte ihm ein Haus mit einem Garten in Slough, nahe an dem k. Lustschlosse von Windsor, unterstützte ihn mit den nöthigen Summen zur Verfertigung noch größerer Instrumente und zum Bau einer Sternwarte in Slough, und ernannte ihn endlich i. J. 1816 zum Ritter des k. Guelfenordens. In Slough lebte er seiner Wissenschaft mit seltener Thätigkeit, selbst in seinem Greisenalter. Die ganze gebildete Welt ehrte ihn als einen der ausgezeichnetsten Astronomen und einen der glücklichsten Entdecker früher nicht einmal geahndeter Geheimnisse des Himmels; seine nächsten Umgebungen schätzten in ihm den redlichen, wackeren Mann und seine Familie den guten Vater, den edlen, hülfreichen Bruder. Immer fröhlicher Muth und ein rüstiger, durch keine Krankheit gestörter Körper begleiteten ihn bis an das Ende seines Lebens. Er starb am 25. August 1822 im 84sten Jahre seines Lebens.

In seinen Arbeiten wurde er vorzüglich unterstützt von einem seiner jüngeren Brüder, den er in früher Jugend zu sich genommen und zum Mechaniker ausgebildet hatte, und von seiner Schwester (Miß Caroline Herschel, geboren am 16. März 1750), die sich mit Vorliebe der Mathematik und Astronomie gewidmet hat. Sie war beynahe bey allen seinen Beobachtungen, die sie redigirte und auch zum Theil herausgab, gegenwärtig, so wie sie auch selbst fünf neue Kometen entdeckt hatte. Sein einziger Sohn J. F. W. Herschel ist der Erbe seiner Manuscripte, seiner Instrumente, seines beträchtlichen Vermögens und seines großen Ruhmes, den er bereits durch zahlreiche, treffliche Arbeiten über astronomische physische und mathematische Gegenstände bewährt hat.

Es ist uns noch übrig, die vorzüglichsten Entdeckungen des seltenen Mannes

hier kurz anzuzeigen. Bald nach der Vollendung seiner ersten größeren Teleskope, die er sogleich eifrig auf den gestirnten Himmel anwendete, fand er, am 13. März 1781, in dem Sternbilde der Zwillinge einen Stern, dessen schwaches Licht und scheibenartige Form ihm sehr auffiel, da er sich eben dadurch von allen übrigen Fixsternen wesentlich unterschied. Er verfolgte das neue Gestirn durch einige Tage und bemerkte bald eine eigene, obschon sehr langsame Bewegung desselben. Die ersten Astronomen, Maskelyne in London und Lalande in Paris, welchen Herschel seine Entdeckung mitgetheilt hatte, wollten in dem Gestirn einen nebellosen Kometen erkennen und berechneten ihn, mit wenig Erfolg, in der parabolischen Hypothese. Der Astronom Lenz erkannte zuerst, daß die Bahn dieses Gestirns keineswegs eine Parabel sey, sondern daß sie vielmehr einem Kreise sehr nahe komme. Bald darauf erkannte man dieses Gestirn allgemein für einen, und zwar für den entferntesten Planeten unsern Sonnensystems, durch welchen das Reich der Sonne nahe um das Doppelte erweitert wurde. Die mittlere Entfernung dieses Planeten von der Sonne beträgt 396 Millionen deutsche Meilen und die Zeit seines Umlaufes um dieselbe ist nahe 84 Jahre. Diese glänzende Entdeckung verbreitete den Ruhm Herschels über die ganze gebildete Erde. Man konnte lange nicht einig werden, mit welchem Namen man den neuen Planeten bezeichnen sollte. Der Entdecker desselben nannte ihn das Georgsgestirn, in dankbarer Anerkennung seines Königs Georgs III., der ihm die Mittel zu dieser Entdeckung so großmüthig gegeben hatte. Die französischen Astronomen nannten ihn Herschel, um dadurch das Andenken seines Entdeckers desto sicherer auf die Nachwelt zu bringen. Andere schlugen Neptun, Cybele u. a. Namen vor, bis endlich die Benennung Uranus prävalirte und allgemein wurde. Man spürte in den ältern Beobachtungen anderer Astronomen nach und fand, daß Flamsteed, Tobias Mayer und Lemonier diesen Planeten bereits früher gesehen, aber seine planetarische Natur nicht erkannt hatten.

Sein zwanzigfüßiges Teleskop setzte ihn später in den Stand, zwey neue Satelliten des Saturns zu entdecken. Huyghens und Cassini hatten früher schon die fünf ersten Satelliten dieses Planeten gesehen, aber sie konnten diese zwey nicht bemerken, die dem Hauptplaneten unter allen zunächst stehen und überhaupt zu den kleinsten und feinsten Gegenständen des Himmels gehören. Noch schwerer sind die von ihm entdeckten sechs Begleiter des Uranus zu bemerken, die man auch, so viel uns bekannt ist, bisher auf dem Festlande noch nicht, und auch in England nur durch die größeren Herschelschen Teleskope gesehen hat. Diese mächtigen Werkzeuge setzten ihn auch in den Stand, den merkwürdigen Ring Saturns genauer zu untersuchen. Er war der erste, der ihn auch dann noch erkannte, wenn seine Ebene durch die Erde geht, wo er allen übrigen Beobachtern völlig verschwindet. Er bemerkte, daß dieser Ring doppelt oder wohl noch mehrfach ist, und daß er eine große Anzahl hoher Gebirge trage, die ihm ein Mittel gaben, die Zeit seiner Rotation um den Hauptplaneten zu bestimmen, die nahe $10\frac{1}{2}$ Stunde beträgt.

Ein vorzügliches Verdienst um die beobachtende Astronomie erwarb er sich durch seine lang und sorgfältig fortgesetzte Beobachtung der Doppelsterne, die später von seinem Sohne so wesentlich erweitert und vervollkommenet worden ist, und durch sein Verzeichniß der Nebelflecke und Sternhaufen, die

interessantesten, aber auch wohl die am schwersten zu erkennenden Gegenstände des gestirnten Himmels. Was wir über die letzten wissen, verdanken wir alles noch ihm allein, da bisher kein Astronom es gewagt hat, diesen schwierigen Pfad zu betreten, auf welchem man ohne ausgezeichnete Fernröhre nicht hoffen darf, weiter vorzudringen.

Das größte Teleskop, welches er je verfertigte, ist das bekannte vierzigfüßige, das aus einem Metallspiegel von vier Fuß Durchmesser in einer vierzig Fuß langen Röhre eingeschlossen besteht und dessen Aufstellung nicht minder, als die Construction und innere Vortreflichkeit desselben allgemeine Bewunderung verdient. Mit diesem Teleskope konnte er die Vergrößerung der Gegenstände bis auf 7000 im Durchmesser erheben. Doch blieb es nicht lange in gutem Stande, da der höchstpolirte Metallspiegel in der feuchten Abendluft oxidirte und matt wurde. Die meisten und schönsten seiner Entdeckungen hat er nicht mit diesem Niesenreflector, sondern mit seinen zwölf- und zwanzigfüßigen Teleskopen gemacht.

Nicht minder interessant sind die physischen Entdeckungen Herschel's über die Natur des Lichtes. Seine großen Teleskope setzten ihn in den Stand, zu zeigen, daß die Sonnenstrahlen nicht ein unmittelbarer Ausfluß aus dem eigentlichen Körper der Sonne, sondern daß sie die Erzeugung einer phosphorirenden, atmosphärenartigen Umgebung der Oberfläche der Sonne sind. Diese Sonnenhülle ist großen und heftigen Agitationen unterworfen, wodurch sie öfter, wie unsere Wolken, verdichtet und verdünnt, in manchen Stellen auch gänzlich zerrissen wird, da wir dann durch diese Öffnungen der Hülle den dunklen Kern der Sonne sehen, was wir Sonnenflecken zu nennen pflegen. Diese Öffnungen sind zuweilen viel größer, als unsere ganze Erde, und sie verschwinden wieder, wenn die sie erzeugenden Stürme sich gelegt und die Ruhe auf der Oberfläche der Sonnenatmosphäre wieder hergestellt ist. Die neueren Entdeckungen in der Optik haben uns ein Mittel an die Hand gegeben, diese Hypothese Herschel's einem unmittelbaren Experimente zu unterwerfen. Wenn ein Körper, dessen Temperatur sehr erhöht wird, endlich Licht ausströmen läßt, so kommt dieses Licht nicht bloß von seiner Oberfläche, sondern auch von den tiefer liegenden Theilen dieses Körpers, und dann sind diejenigen Lichtstrahlen, welche schief durch die Oberfläche brechen, immer polarisirt. Wird aber derselbe Körper, ohne durch und durch erhitzt zu seyn, nur mit einer leuchtenden Hülle bedeckt, so ist das Licht desselben nie polarisirt. Arago hat die Sonnenstrahlen in dieser Beziehung genau untersucht und gefunden, daß das Licht derselben ganz unpolarisirt ist und daher bloß von der Oberfläche der Sonne kommt, wodurch also Herschel's Meinung vollkommen bestätigt wird. Eine andere sinnreiche Hypothese Herschel's über den Zusammenhang der Sonnenflecken mit unserer Witterung ist noch nicht so eifrig untersucht worden, als sie es wohl verdiente. Der Gebrauch der sogenannten Dampfgläser, die man bey Beobachtungen der Sonne braucht, führte ihn auf die Bemerkung, daß die verschiedenen Farben dieser Gläser auch einen verschiedenen Grad von Hitze und Klarheit geben. Nicht gewohnt, bey den ersten oberflächlichen Beobachtungen stehen zu bleiben, verfolgte er diese Bemerkungen bey dem bekannten Sonnenspectrum, welches durch ein Prisma in einem verfinsterten Zimmer erzeugt wird. Er fand, daß die erleuchtende Kraft der sogenannten sieben Farben des Spectrums

reineswegs gleich groß, sondern in der Mitte desselben am größten und an den Endpunkten am schwächsten ist, so daß man z. B. dieselbe Schrift, von einem grünen oder gelben Strahle beleuchtet, in einer größeren Entfernung lesen kann, als wenn sie von dem purpurrothen oder von dem violetten Strahle beschienen wird. Eben so verschieden fand er auch die erwärmende Kraft der gefärbten Strahlen, welche bey den rothen am stärksten, bey den violetten aber am schwächsten ist. Selbst jenseits des rothen Lichtes fand er noch andere, dem Auge zwar ganz unsichtbare Strahlen, die aber demungeachtet noch sehr deutlich auf das Thermometer wirken und daher keine beleuchtende, aber dafür noch eine bedeutende, erwärmende Kraft besitzen. Endlich fand er auch, daß diese gefärbten Strahlen in Beziehung auf ihre chemische Wirksamkeit unter einander wesentlich verschieden sind; am stärksten wirken die rothen, am schwächsten die violetten, aber auch hier bemerkt man noch jenseits der violetten Strahlen, wo das Auge selbst kein Licht mehr sehen kann, solche, welche chemische Kräfte besitzen und z. B. das Hornsilber sehr schnell braun färben und die daher zugleich die stärkste Brechung unter allen Strahlen erleiden. Es ist wahrscheinlich, daß diese Entdeckungen Herschels, weiter fortgeführt und mit anderen verbunden, noch zu sehr wichtigen Aufschlüssen in der Physik leiten werden, wie denn ohne Zweifel noch sehr viele andere, oft eben so sinnreiche als kühne Ideen des großen Mannes über die Natur der Doppelsterne, die Nebelflecken, über die Bildung der Gestirne, über die Gestalt der Milchstraße u. s. f. als kostbare Keime zu betrachten seyn mögen, aus welchen später, wenn sie von günstigen Umständen unterstützt und von einem ihm ähnlichen, mächtigen Geiste ergriffen werden, die größten und wichtigsten Entdeckungen abgeleitet werden können.

Dies sind einige Züge aus dem Gemälde eines Mannes, dessen ganzes Leben der Wissenschaft, der erhabenen aller Wissenschaften geweiht war. Seine ersten Jahre, selbst einen großen Theil seines kräftigen Jünglingsalters kämpfte er mit den drückendsten, äußeren Verhältnissen, die er erst entfernen mußte, um seinem aufstrebenden Geiste Raum zu machen und dann mit seltener Kraft und Ausdauer die Bahn zu durchlaufen, die keiner vor ihm betreten und auf der ihm bis auf den heutigen Tag auch keiner noch zu folgen gewagt hat. Er mußte sich die Instrumente zuerst selbst verfertigen, mit welchen er dann in die Tiefen des Himmels gedrungen ist, und uns mit den Wundern desselben, die wir früher nicht einmal ahnen konnten, bekannt gemacht hat. Er gab uns die genauesten Nachrichten von Gegenden des Weltalls, die selbst den an so große Distanzen gewohnten Astronomen noch als ganz außerordentlich erscheinen mußten, in Gegenden, die vor ihm noch kein menschliches Auge gesehen hatte. Bey weitem die meisten neuen Gegenstände des gestirnten Himmels verdanken wir ihm, und unsere Kenntniß desselben wurde durch seine Arbeiten und Entdeckungen in einem viel höheren Grade vermehrt, als dieß selbst durch die vereinigten Bemühungen aller ausgezeichneten Astronomen irgend eines Jahrhunderts zusammengenummen, geschehen ist.

J. J. Littrow.

(Das Gedicht folgt.)

C h a r a d e.

Du bist dahin, glückliche Zeit der Wonne,
Als ich die erste Sylbe war;
Erloschen ist der Ideale Sonne,
Und, ach! nicht ein Traum wurde wahr.

Was mir einst freundlich kam entgegen,
Die Liebe mit dem süßen Wort,
Die Dichtung mit dem Zaubersegen,
Sie alle, alle zogen fort.

Zwar meines Hauses schönste Bierde
Sah' ich die Zweyte vor mir stehn;
Anmuth und Reiz gepaart mit Würde —
Sprich, hast du Schön'res wohl geseh'n?

Und doch dünkt schöner mir das Ganze,
Der Erde herrlichstes Gebild,
Von dessen zauberischem Glanze
Des Jünglings trunk'ne Seele schwillt.

Franz von C r e o.

Für Freunde der Tonkunst.

Diese werden mit Vergnügen die Zurückkunft des Hrn. Sigmund Thalberg vernehmen, der auf einer Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs und Italiens in Gesellschaften vielen Beyfall erhielt. Einen Beweis davon liefert folgendes in Venedig extemporirte Sonett, davon wir eine deutsche Übersetzung anfügen.

D. R.

*Musica e Poesia son sorelle;
Poss'io sperar, che nobil cracchio senta
Poche note poetiche ma snelle,
Che più che il labbro il core al Dio presenta?*

Sonetto estemporaneo.

Sciocco vulgo la cetera deride
D'Orfeo, che i ceppi della morte à sciolto,
E il pletro d'Anfion, cui diero ascolto
Pietre, Serpi, Leoni, e turbe infide.

Ma chi è costui, che me da me divide?
Chi delirar mi fa come uno stolto?
Chi dell' intonso Nume à il foco e il volto?
Chi è mai costui, che tutti voi conquide?

Thalberg è il Dio, che i raggi suoi ci scocca
In quel suon, che nell' anima si sente:
Ma di Lui, che può dire umana bocca?

Qual' offro laude, che non sia meschina?
Stupore universal, grida ogni mente,
Sia giusto plauso a sua virtù divina.

Il Cons. Anselmi.

Mußt und Poesie sind sich verschwistert,
 Darf ich ein Lied mir hoffen von der Stunde,
 In dem der Gott, des Raufkes mich umflüßert,
 Mehr als im Wort sich durch das Herz befunde?

S o n e t t.

Die blinde Menge lacht ob Orpheus Leyer,
 Die unbelebten Wald dem Tod entrissen,
 Lacht, daß Amphions Saiten lauschen müssen
 Stein, Schlange, Leu und Menschenungeheuer!

Doch wer erfüllet mich mit heil'gem Feuer?
 Wer hat von meinem Seyn mich losgerissen?
 Apollo's Licht und Antlitz seh ich grüßen —
 Wer ist's — der überwindend Jedem theuer?!

Der Gott ist Thalberg! Seine Töne schlagen
 Im Herzen an, voll mächtiger Begeißrung!
 Was kann von ihm das Wort des Menschen sagen?

Wo ist der Preis, der zu gering nicht wäre? —
 Nur Schweigen, nur der Seelen Übermeißrung
 Spricht würdig von des Künstlers Macht und Ehre!

A. S.

P a r i s e r P a s t i l l e n.

I. Ein Spaziergang in Familie.

Nur einen Vater, welcher drey Kinder und eine Frau hat, die sie verhätschelt, sind die Schulferien immer eine leidige Zeit voll Qual, Jammer und Langeweile. Die Kinder passen erpicht darauf, denn die Mutter gewöhnte sie an mancherley Unterhaltungen, an den Besuch öffentlicher Spectakel, an Landparthien. Alles gut, wenn sie nur allein genießen wollten. Aber da können sie ohne ihre kleinen Freunde und Freundinnen von der Schule her keinen Schritt aus dem Hause thun. Das Töchterlein der Frau von X., das Söhnlein des Herrn von Y. muß auch dabey seyn. Meine Frau hat das so eingeführt. Das gibt jedesmal einen schönen Zug, die mit ihrer Puppe, der mit seinem Hahnswurst, die mit ihrem Kollwägelchen, der mit seinem hölzernen Säbel u. dgl. Sie spazieren zu führen ginge noch an; das Kleinste nehme ich auf den Arm, die junge X. schleppe ich in ihrem Räderforbe nach und lasse mir geduldig vom jungen Y. mit dem hölzernen Säbel die Schienbeine zerbrechen. Allein, da muß ich mit ihnen in das Ringelpiel, in die russische Schaukel, zu den Marionetten, in die Affenkomödie, gar in die Tanzbude. Endlich denke ich es mir ein bißchen bequem zu machen und mich eben auf einen Stuhl niederzulassen, da führt der Guckguck die kleine X. den Tänzern unter die Füße, sie fällt und schreyt, ich fahre auf, es kommt zum Wortwechsel, ich werde hitzig, man packt mich beym Kragen, ich schwinge den Stock, meine Frau wirft sich dazwischen, die Kinder heulen, die Polizy expedirt mich sammt Frau, Kindern, Puppe und Säbel zum Tempel hinaus. Ich schelte mit der Frau, die Frau mit den Kindern, die Kinder meinen, so wandern wir zankend und brummend ein Stück fort. Plötzlich kreischt sie auf: „Ach Himmel! wo ist der kleine Y?“ ... sie ruft: „Y! — Y!“ keine Antwort — „heiliger Gott, ein Unglück!“ .. sie wird halb ohnmächtig. Ich setze sie auf die Außenbank eines Kaffehauses und stürze zurück. „Haben Sie nicht einen Knaben gesehen, so und so?“ frage ich hundertmal umsonst. Endlich finde ich ihn in Thränen zerfließend beym Billateur der Tanzbude. Ganz erschöpft bringe ich ihn meiner trostlosen Frau. Wir kehren heim. Ich führe den kleinen Y. nach Hause, dessen Mutter mich fragt, ob ich mich gut unterhielt? — Nun setze ich die kleine X. ab. Schon die Hausmeisterin bricht in ein Betergeschrey aus, die Rindsfrau kommt dazu und vermehrt den Lärm. Vater und Mutter eilen herbei. — Hilf Himmel! In der Hitze bemerkte ich gar nicht, daß die Kleine vom Falle in der Tanzbude eine tüchtige Beule an der Stirne, die Nase blutig und das Gesicht ganz mit Blut bekleckelt hatte, daß es keinem menschlichen Wesen mehr gleich sah.

Es regnete Vorwürfe von allen Seiten: „So bringen Sie mir meine Tochter zurück! — wenn man sich Kinder ausbittet, muß man auch Acht haben auf sie — eine wahre Schande das — armes Kind, wie bist du mißhandelt!“ u. s. f. Ich will reden, man hört mich nicht; ich will mich entschuldigen, bht ins Feuer. Ein höllisches Getöse erhebt sich, die ganze Nachbarschaft läuft zusammen und, will ich der Polizei nicht zum zehnten Male in die Hände fallen, so muß ich mich durch das Gedränge wie ein begossener Pudel davon stellen. Aber geschworen habe ich, meine Kinder trotz der Frau anders zu gemessen und jene anderer Leute mir vom Halse zu halten.

II. Der Pantoffel.

Ein vielseitiger Gegenstand in einem weiten Felde zu Betrachtungen, z. B. für den armen Teufel, dem er über dem Kopfe schwebt, für den persischen Geizhals im Märchen als furchtbares Werkzeug der Nemesis, für den Prinzen Ramiro als Steckbrief der unbekanntenen Schönen: auch der meinige für mich.

Meinen Pantoffel ließ zwar keine Aschenbrödel fallen, doch ist er eben so leicht, so geschmeidig, nur ein bißchen größer und bequemer, weich, anschniegend, das theure Andenken eines geliebten Wesens: Olympia hat ihn gestickt.

Sein Anblick wirkt wunderbar wohlthätig auf mich: eine sinnige Nahrung erregt, das Gefühl der Behaglichkeit, des Wohlseyns, der Ruhe erquickt mich. Bin ich auf dem Ballo, so denke ich mit Sehnsucht an ihn; komme ich nach Hause, so macht mir das Wiedersehen inniges Vergnügen. Ach, wie ganz anders verhält es sich mit meinen engen Schuhen!

Diese stehen mit einem Heere von Qualen im Bunde, mit der Glanzweise, dem Schraubefrack, der steifen Cravate, dem Preßhandschuh, dem knappen Beinkleide, dem harten Strohfessel; überall Zwang, Verlegenheit, stilles Leiden! —

Dagegen die Gefährten des Pantoffels, das leichte Halstuch, das Rothkäppchen, der classische Armstuhl, man muß heiter, milde und froh werden.

Probiere es einmal, lieber Leser, ziehe enge Schuhe an und schreibe etwas; ob deine Feder nicht hart, stechend, ungerecht, ja bösbast werden will; — ob du nicht etwa in einem Artikel fürs Notizenblatt über Dichter, Tonsetzer, Schauspieler, Sänger, Musiker, Chor und Souffleur loszuziehen versucht wirst; — ob sich dir nicht jede Charakterzeichnung verzerrt, Amor saure, frostige Gesichter schneidet und Romus Späße zum Gähnen macht! —

Aber stehst du im Pantoffel, so thut sich dir eine rosenfarbene West, ein Kalleidoskop der brillantesten Witzfunken auf, alles lächelt dich an, dein Styl wird frisch und blühend, die Musik gewinnt an Harmonie, die Dichtung an Genialität, der Tanz an Leichtigkeit: alles geht herrlich von Statten.

Daraus folgt, daß sich auch die Chaussüre nach den Umständen für Freunde und Feinde einrichten lassen könne. — Mir ist mein Pantoffel über alles theuer; ich würde ihn — wäre er auch nicht von Olympiens Hand gestickt — unbedenklich dem berühmten Stiefel Carl's XII. vorziehen. Nur soll er sich nicht übernehmen und meinem Fuße treu anhänglich bleiben: es wäre doch ärgerlich, wenn der Schützling von Jugend auf Niemandem, dem Protector über den Kopf zu wachsen.

Kilinger.

Modellbild XXXI.

Kleid von rosenrothem Moire mit Shawlleib und einer weiß atlassen Chemisette; die ausgejackten Epauletten mit Blonden garnirt und mit weißen kurzen Ärmeln, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher in der Stadt am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock, Thür Nr. 1.

Das Blondensbarret mit Federn nach einem Original von M. Lang er in der Karntnerstraße Nr. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe.